

Constantin Behler über

Friedrich A. Kittlers

Dichter – Mutter – Kind!

In seinem Vorwort zu der amerikanischen Übersetzung der *Aufschreibesysteme 1800/1900*² betont David Wellbery, daß dies kein weiteres Buch über den Poststrukturalismus sei: „Vielmehr setzt es den Poststrukturalismus voraus, es macht dieses Denken zur Operationsausrüstung, zum *hardware*, mit dem es daran geht, sein eigenes Forschungsprogramm zu verwirklichen“.³ Das gleiche gilt für die hier versammelten Aufsätze zu Lessing, Schiller, Goethe, Novalis, E. T. A. Hoffmann und Bettina von Arnim. Die theoretischen Grundlagen dieser Lektüren stellen eine bemerkenswerte Synthese und Kondensierung poststrukturalistischen Denkens dar, vor allem des Werks von Foucault, Lacan und Derrida. Dazu noch einmal Wellbery: „Es ist, als hätten die drei Varianten des poststrukturalistischen Denkens die Strittigkeit ihrer individuellen Artikulationen zurückgelassen und als seien sie in die Anonymität einer Episteme eingegangen. [...] Indem er den individuellen Ausarbeitungen des poststrukturalistischen Denkens einen gemeinsamen epistemologischen Apparat entlockt, gründet Kittler ein positives Forschungsprogramm für eine post-hermeneutische Literaturkritik“.⁴ Was Kittlers konsequent theorieinformierte Lektüren klassisch-romantischer Texte so-

gleich von weniger gelungenen Versuchen abhebt, ist der schiere Reichtum an differenzierenden und verknüpfenden Entdeckungen, den diese Aufsätze bieten. Mit dem verfremdenden Blick des Anthropologen und des Semiotikers liest hier ein Literaturwissenschaftler gut und genau, und das philologische Vergnügen, wie das Vergnügen des Begriffs, ist entsprechend groß. Immer wieder verblüffend und faszinierend ist vor allem die gelungene Betonung des Merkwürdigen und Fremdartigen an den meist wohlbekannten Texten, bei gleichzeitiger Enthüllung ungeahnter Ordnungen und Regularitäten. Im bewußten Gegenzug zu allen Aktualisierungen klassisch-romantischer Literatur wird deren zwei Jahrhunderte altes „Archiv“ (Foucault) hier in seiner zum Teil unheimlichen Fremdheit beschrieben, um auf eben diese Weise seinen Code zu knacken. Im Unterschied zur „sinnverliebten Literaturwissenschaft“ (15), die allzuoft

¹ München (Wilhelm Fink Verlag) 1991, 270 Seiten.

² München (Wilhelm Fink Verlag) 1987².

³ Friedrich A. Kittler, *Discourse Networks 1800/1900*, Stanford University Press 1990, S. VIII. Meine Übersetzung.

⁴ Ebd., XI f.

die goethezeitlichen Programme einfach fortschreibt, geht es hier um eine radikal historisierende Analyse, die daran arbeitet, den vermeintlich unausschöpflichen Sinn dieser Texte auf die Endlichkeit und Äußerlichkeit von Regeln zurückzuführen.

Im Mittelpunkt des goethezeitlichen Diskursregelsystems erscheint dabei die „konjugale Kernfamilie“, deren in der Romantik und in „Hardenbergs [...] absolute[r] Familie“ (Fr. Schlegel) kulminierende Genealogie hier in Etappen beschrieben wird: „Am Kernfamiliensystem, das sie voraussetzen, propagieren und einfleischen, haben die literarischen Texte der Goethezeit ihr Gesetz“ (14). Anthropologen würde ein solcher Satz wohl weniger überraschen, sind sie es doch gewohnt, Tiefenstrukturen fremder Kulturen freizulegen und konsequent *von außen* zu beschreiben. In der Tat, „ein Schritt beiseite reicht hin, um die von den Texten errichtete und von den Interpreten immer wieder fortgeschriebene Innenperspektive des Familienmitglieds zu verlassen“ (14). „Ebenso einfach wie ungermanistisch“ wird auf diese Weise der damals eingerichtete „Kernfamiliencode“ als ein Code entziffert, „der so historisch und damit so kontingent wie jeder andere über Leute geherrscht hat“ (14). Wer hier an eine Reduktion von Literatur auf Soziologie denkt, mißversteht, daß es vor allem die „sprachliche Ordnung“ (Lacan) ist, die alte und neue Systeme von Präferenzen und Tabus organisiert und instituiert. Das bürgerliche Drama, zum Beispiel, ist weder bloße „Widerspiegelung

sozialer Verhältnisse“, noch „Ausdruck geistesgeschichtlicher Ideen“, sondern historisch weitaus bedeutsamer: „eine Semioteknik, die eine epochale Lebensform einzurichten mitwirkt. Es geht um die Geburt der Familie im bürgerlichen Drama und durch das bürgerliche Drama“ (19). Das „um 1800“ entstandene „Archiv, dem die Psychoanalyse dann ein Jahrhundert später ihre ganze Grabungsarbeit zuwenden konnte“ (17), ist das historische Endprodukt eben solch dramatischer und wirkungsmächtiger Transformationen: „Die unaussprechliche Arbeit, das Sprechen selber zu ändern, war nicht auf einen Schlag zu vollbringen. Textgruppen, die die Literaturgeschichte bloß nach Stilen oder Weltanschauungen unterscheidet, bilden deshalb Etappen dieser langwierigen Recodierung: Von der Aufklärung über den Sturm und Drang bis in Klassik und Romantik lief das Programm, Alteuropas Verwandtschaftssystem Schritt um Schritt in eine Kernfamilie aus und für Individuen umzuschreiben“ (15).

Dabei ist durchaus nicht an eine weitere, in Klassik und Romantik kulminierende Teleologie zu denken, vielmehr geht es hier gerade um die historisierende Dekonstruktion jeglicher, auch klassisch-romantischer Teleologie. So hat eine historisch recht gut zu bestimmende „Diskursmaschine“ eben jenes „Individuum“ produziert, „dessen Produktivität die Literatur der Goethezeit dann so mühelos entdecken und feiern konnte“ (14). Was in Bildung, Poesie und dem Bestimme-dich-selbst der Philoso-

phen schließlich meint, zu sich selbst zu kommen, das frei schöpferische und autonome Ich, ist zuerst einmal Produkt (und Re-Produzent) einer neuen Form von Sozialisation. Diese gründet, wie gesagt, vor allem auf der Ablösung des „altüberlieferten Familienoberhauptes namens Vater durch eine Familienmitte namens Mutter“ (15). Das Ich kann sich eben dann als autonom-produktiv (miß)verstehen, wenn der Diskurs des Anderen (Lacan) schließlich im innersten Daheim angesiedelt ist: „Hegels großer Satz, wonach ‚die Mutter der *Genius* des Kindes ist‘, gilt in aller, aber auch nur historischen Strenge“ (15). Noch einmal: schöne Literatur ist keineswegs bloßer Reflex dieses Prozesses, sondern sie eben artikuliert und bezeichnet, d. h. produziert die „romantische Innerlichkeitspsychologie“ des familiarisierten und zuletzt der Imago der Mutter verschriebenen Individuums: „Nicht schon das sozialgeschichtliche Ereignis, das der Bürgerfamilie die Elternfunktionen differenziert und dem Vater die extrafamiliäre Arbeit und der Mutter die Häuslichkeit und Innerlichkeit zuweist, sondern erst seine Codierung macht die Familie zum Modell des homo psychologicus“ (182). Eben darum ist die Psychoanalyse romantischer Literatur „zugleich möglich und tautologisch“ (186), ist doch die Familiarisierung der „Logik des Unbewußten“ selbst goethezeitlichen Ursprungs, d. h. setzt die Psychoanalyse „das Ereignis einer Literatur voraus, die den Diskurs des Begehrens einer Kernfamilienpsychologie einschreibt“ (186). In der be-

kannten Frage und Antwort des *Heinrich von Ofterdingen*, dessen Märchen Kittler brilliant im Detail analysiert: „Wo gehn wir denn hin? ‚Immer nach Hause‘“.

Die Romantik erscheint in dieser pragmatischen Hinsicht in erster Linie als eine bestimmte Diskurs-technik. Sie ist historisch und systematisch von außen beschreibbar, weil sie *eine* solche Technik neben anderen ist, weshalb Kittler das hier vorliegende Buch „auch ein nachträgliches Vorspiel von *Grammophon Film Typewriter*“ nennt (17). In philosophischer, d. h., zeichentheoretischer Hinsicht erscheint die Romantik hier als ein Kapitel in der westlichen Metaphysikgeschichte, d. h. als ein Versuch mehr, „das Spiel der Struktur“ auf ein „Zentrum“ (Derrida) zu beziehen und daran festzumachen. Romantischem Denken gemäß ist hier Die Mutter Natur die Quelle und der Ursprung sowie Ziel und Sehnsucht alles wahrhaft poetischen Schreibens. *Sie* ist die ideal-anwesende und so oft erman-gelte Präsenz, die durch die endlichen Buchstaben wahrhaft romantischer Texte hindurchscheint. *Ihre* wortlose Sprache wäre demnach auch der „Ort, wo Signifikant und Signifikat, ‚Wort‘ und ‚Bedeutung‘, ‚Buchstabe‘ und ‚Sinn‘ zusammenfallen“ (191). Selbstverständlich jedoch „ist auch und gerade sie ein Zeichen und kein Bezeichnetes“ (193). In der „Diachronie der Diskursmutationen“ steht sie damit in Derridas „Reihe der einander substituierenden Zentren“, die die Metaphysik dieser Zentren dementiert“ (193). Die von Kittlers Theorie der Romantik dabei deutlich ins

Auge gefaßte Paradoxie romantischer Semiose hat für amerikanische Leser Wellbery wieder schön und präzise (und darum nur schlecht übersetzbar) zusammengefaßt: „Romanticism is the discursive production of the Mother as the source of discursive production. Before the phantasm of the Mother and before the attachment of desire to this phantasm, in other words, there is a discursive network, and both phantasm and desire are functions of and within this network. The Romantic (and psychoanalytic) origin [Ursprung] derives from a beginning, from a network of technologies themselves empirical, historical and other“.⁵

Dichter – Mutter – Kind erzählt faszinierende und unheimliche Geschichten der Herkunft und der Effekte dieses romantischen „discur-

sive network“. Solidarisch erweitern sich der Text und sein Autor dabei durchweg mit dem Pathos allerer, die als rebellische Opfer solcher Kulturordnungen und Technologien deren Wahrheit „verraten“ (17): „Bettinas Liebe blieb ungehört und unerhört in jedem Wortsinn“ (250), denn ihre „andere Musik hat mit Familienliebe und Tauschregel nichts zu tun“ (253). Die Theorie einer anderen Romantik wäre gut beraten, sich neben Ironie und hyperreflexivem Spiel – die hier sicherlich etwas zu kurz kommen – auch auf den Sinn für diese Liebe und für diese andere Musik zu besinnen.

⁵ Vgl. Kittler (Anm. 3), S. XXIII.